

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 21 (1927)
Heft: 3

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schoss der Menschentypus schon hervorgegangen, der vor keiner Fahne sich mehr beugt, sondern als Mensch und Bruder derer über den Vogesen wie derer über dem Rhein das Haupt zuversichtlich emporhebt zu dem, der ein Vater ist aller Menschen. Dieses Elsass wird Europa zum Lande der Verheissung. C h. S c h u l t z.

Rundschau

Zur Chronik. Das alle ändern bei weitem überragende Ereignis der letzten Wochen ist, neben den Vorgängen in China und in Verbindung mit ihnen, die vermehrte Spannung zwischen England und Russland. Ein Symptom davon ist die englische Note an Sowietrussland. Ein seltsames Aktenstück! Wenn es in der Form, worin ich es gelesen, wirklich vollständig und dazu gut übertragen war, so ist es von einer Naivität und auch von einer undiplomatischen Grobheit, wie man sie sonst am wenigsten in englischen offiziellen Äusserungen zu finden gewohnt war. Dazu kommt der halb väterliche, halb anmassende Ton, der gegenüber einem Weltreich von 150 Millionen Einwohnern immerhin etwas unangebracht erscheint, mag man im übrigen vom Bolschewismus halten, was man will. Wenn man die Note als das nimmt, wofür sie sich scheinbar gibt, so ist sie ein sehr unkluges Schriftstück. Denn wie kann die englische Regierung sich vorstellen, dass eine solche Note die bolschewistische Beteiligung an der Revolutionierung Asiens und Afrikas zu hemmen vermöchte? Die russische Antwort ist entsprechend grob ausgefallen und da England weder darauf antwortete noch die Konsequenzen zieht, so scheint seine diplomatische Niederlage vollständig. Da man nun aber der englischen Diplomatie auch heutzutage nicht ohne Not eine allzugrosse Ungeschicklichkeit zutrauen darf, so muss man wohl die Note anders auslegen und zwar nicht mehr und nicht weniger denn als einen Auftakt zum Kriege. Damit ist noch nicht gesagt, dass dieser kommen müsse, aber sein furchtbarer Schatten taucht am Horizonte auf. Zu dieser Auslegung stimmt die Ratifikation der Annexion Bessarabiens durch Rumänien von Seiten Mussolinis. Denn Mussolini soll für den Kampf gegen Russland als englischer Verbündeter gewonnen werden. Dafür bekommt er ein bisschen freie Hand auf dem Balkan, gegen die Türkei, in Arabien, vielleicht auch Abessinien und schafft dort überall eine sekundäre Kriegsgefahr. Bulgarien und Ungarn warten dabei nur auf das Zeichen zur Revanche an ihren Gegnern. (Immerhin scheinen diese furchtbaren Pläne sich auch wieder zu durchkreuzen.) Polen, das als Bundesgenosse Frankreichs bisher von England stiefmütterlich behandelte, wird nun als Bundesgenosse gegen Russland ebenfalls sehr viel freundlicher angefasst.¹⁾ Um die baltischen Staaten tobt im Stillen ein erbitterter Kampf der beiden Mächte. Deutschland wird dadurch ebenfalls von neuem stark in den Kampf zwischen westlicher und östlicher Orientierung hineingezogen, wo bei die Neigung zur östlichen wohl bei den Phantasiepolitikern, die zur westlichen bei den Realpolitikern

¹⁾ Zu dem polnisch-deutschen Konflikt (der inzwischen übrigens eine Milderung erfahren hat) erhalten wir folgende Mitteilung der deutschen Frauenliga für Frieden und Freiheit: Der polnische und der deutsche Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit berufen am 25. und 26. April dieses Jahres eine Deutsch-Polnische Konferenz ein. Die Konferenz wird sich mit Grenz-, Minoritäten- und Verständigungsfragen beschäftigen. Tagessitzungen und öffentliche Versammlungen wer-

überwiegt. Die immer wieder neu aufgedeckten Beziehungen zwischen dem militaristischen Deutschland und Sowietrussland sind nur ein Zeichen davon. Die Tatsache, dass die Granaten, womit die Reaktionäre Deutschlands die Sozialisten in Sachsen und Thüringen niedergeworfen haben, in bolschewistischen Fabriken hergestellt worden sind, ist wirklich von starker symbolischer und symptomatischer Bedeutung.

Diese ganze Entwicklung schaffte eine Perspektive voll schwerster Gefahren. Der Riss zwischen Osten und Westen, der in Europa durch Locarno und den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund einigermaßen geschlossen schien, geht nun in furchtbarer Form durch die ganze Welt. Namentlich könnte es für den Völkerbund bedenklich werden, wenn er den Osten völlig verlöre und immer mehr als Instrument einer gegen Sowietrussland gerichteten Koalition erschiene. Denn soviel Recht auf Seiten Englands liegt, so liegt doch auch eines auf Seiten jener „Weltrevolution“ der Unterdrückten, besonders der Erhebung Asiens und Afrikas. Mögen die Gewalten des Guten stärker sein, als das Spiel der Hölle!

Für England wäre es vor kurzem noch ein Leichtes gewesen, die ganze bolschewistische Agitation unwirksam zu machen. Es hätte bloss in den Jahren nach dem Weltkrieg Asien und Afrika weitherzig entgegenkommen und den Völkerbund ehrlich stützen müssen, statt von beidem das Gegenteil zu tun. Nun fängt es an zu ernten, nicht nur, was es einst mit den Opiumkriegen in China zu säen begonnen, sondern auch für die Flottenbasis von Singapore, das Blutbad von Amritsar in Indien, das Vorgehen in Aegypten, die Torpedierung des Genfer Protokolls und vieles andere. Der „Kongress der unterdrückten Völker“, der vor kurzem in Brüssel stattgefunden, dieses hochbedeutsame Ereignis, das seine Wellen in Gestalt von kommunistischen Volksversammlungen mit einem chinesischen General als Sprecher bis zu uns warf, ist ein Menetekel. Möge es nicht zu spät kommen!

Das zweite Ereignis, das mir besonderen Eindruck gemacht hat, und zwar keinen erfreulichen, ist der geplante Schützengraben um ganz Frankreich herum, den ein Sozialist, Paul Boncour, als Berichterstatter befürwortete und dem die Sozialisten einmütig zustimmten. So behielt doch Naumann recht, der in seinem „Mitteleuropa“ diese Entwicklung für ganz Europa weisagte und übrigens wünschte, während der Berufung auf Jaurès und sein Buch: „L'Armée nouvelle“ ein Unrecht gegen diesen Grossen ist. Die Erklärung, dieser Schützengraben um ganz Frankreich sei eine Bürgschaft für den Frieden, weil sie Frankreich Sicherheit gebe, riecht zu sehr nach dem: Si vis pacem, para bellum, als dass man an sie glauben könnte. Solche Dinge zeugen Krieg, nicht Frieden. Sie sind tieftraurig, sollten aber aufrütteln, statt Pessimismus und Fatalismus schaffen.

Des Präsidenten Coolidge Abrüstungsvorschlag ist so ziemlich überall mit Hohn begrüsst worden. Amerika hat vorläufig seinen politischen Kredit gründlich aufgebraucht. Armer Wilson!

In die Nähe dieser Tatsachen gehört die traurige Erscheinung, dass die Redaktion eines Blattes wie der „Quotidien“, das gerade auch zur Bekämpfung der Korruption gegründet worden und dessen Schaffung ein Triumph französischen Idealismus war, wie es sich nun zeigt von allen Regierungen, die seit seiner Entstehung amtierten, Bestechungsgelder empfangen hat. Was für Regierungen, was für eine Presse! Ebenso die andere, dass bei uns in der Schweiz

den in Beuthen und Kattowitz abgehalten werden. Als praktisches Ergebnis dieser Konferenz wird die Einsetzung einer ständigen Grenzkommission geplant, welche durch Arbeit im Sinne der Internationalen Frauenliga die notwendige Verständigung und Annäherung in den Grenzländern herbeizuführen sucht. Anfragen sind zu richten an Auguste Kirchhoff, Bremen, Graf Moltkestr. 54 oder an Dr. Kläre Schoddon, Beuthen, O/S. Bahnhofstr. 28.

der waadländische Oberstkorpskommandant B o r n a n d statt 870,000 Fr., die sein wirkliches Vermögen waren, nur 140,000 Fr. versteuerte. Dabei hatte er auf Ehrenwort diese Summe angegeben. Das übrige musste wohl der Patriotismus ersetzen! Man erinnert sich, dass wegen seinem Auftreten gegen diesen grossen Militärpatrioten der Pfarrer Estopey unter gefälliger Mitwirkung der kirchlichen Behörden das Recht verlor, in der waadländischen Nationalkirche weiter zu amten. Endlich die dritte, dass das S t. G a l l e r Volk einen Regierungsrat neu wählte, der das Erziehungswesen leitet und dem man vor Gericht Lüge, Fälschung und Aehnliches nachgewiesen. Politische und sittliche Korruption und Militarismus gehören zum gleichen Reich. Für die Schweiz freilich gibt es einen Trost: M i t t e l h o l z e r ist über Afrika geflogen und Zürich baut zehn neue K i n o, dazu führen wir für Hunderte von Millionen A u t o s ein — so kommen wir doch wieder rasch an die äusserste Spitze des „entschiedenen Fortschritts“.

Zum Schluss noch einiges Gute. Etwas Kleines: Der T h u r g a u hat die Wiedereinführung des Majorzes verworfen, gegen die „Thurgauer Zeitung“. Und etwas Grosses: Vierzig Professoren der Kolumbia-Universität in New York haben sich in einem Manifest an den Präsidenten für die Streichung der europäischen K r i e g s s c h u l d e n ausgesprochen, unterstützt durch die Präsidenten der berühmten Universitäten Yale und Harvard und den „Rat“ der amerikanischen Kirchen (Federal Council of the Churches of Christ). Und Frankreich wehrt sich wacker gegen den amerikanischen Schuldvogt.

Dazu noch eine biographische Notiz. Als ich an einem Dezemberabend des Jahres 1922 in den Nachtschnellzug stieg, der uns von Christiania nach Kopenhagen führen sollte, da zeigte man mir einen alten Mann von ausgesprochen jüdischem Typus, der den Gegenstand allgemeiner scheuer Aufmerksamkeit bildete. Es war G e o r g B r a n d e s, der berühmte dänische Literaturhistoriker und Kritiker, der als Achzigjähriger in Norwegen Vorträge gehalten hatte. Er war der Typus des aufklärerischen und zersetzenden, dabei aber humanitären Juden nach Art Heines, ein rechtes Gegenstück zu Houston Stewart Chamberlain. Als solcher hat er Dänemark viel genützt und viel geschadet. Beides hätte diesem erspart werden können, wenn es auf einen rechten Propheten, Sören Kirkegaard, gehört hätte.

16. März.

Wie Krieg gepflanzt wird. 1. Eine ganz böse Saat haben neuerdings unsere schweizerischen Generalstäbler ausgestreut. Nur ungerne rede ich davon, weil der Urheber der Geschichte, um die es sich handelt, Oberst Wille ist. Mit ihm habe ich vor einiger Zeit in einer von der hiesigen theologischen Studentenschaft einberufenen Versammlung eine, freilich nur in Referat und Korreferat bestehende Diskussion gehabt, worin er sich, im Gegensatz zu dem einstigen Verhalten seines Vaters, durchaus loyal benahm. Aber es muss von der Sache geredet werden, weil sie für das ganze antimilitaristische Problem in der Schweiz von grosser Bedeutung ist.

Oberst Wille also hat den Zeitungen zufolge in einer militärischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, worin er die Chancen unserer militärischen Landesverteidigung im Kriegsfall erwog. Dabei liess er scheinbar, was ja seiner ganzen politischen Einstellung entspricht, die Nordgrenze ganz ausser acht, beschäftigte sich dafür aber desto mehr mit der Südgrenze und glaubte feststellen zu dürfen, dass wir dort im Ernstfalle alle Aussichten hätten, das Spiel zu gewinnen, vorausgesetzt, dass wir uns nicht an den Völkerbund oder den Haag wendeten, die Oberst Wille aus dem gleichen Grunde verwirft, der ihn die Nordgrenze vergessen lässt. Und nun traute auch der militärische Laie seinen Augen nicht, wenn er im Detail lesen musste, wie wir es anstellen würden, um Italien zu besiegen, wenn wir in einen Kampf mit diesem gerieten. Dergleichen pflegen Militärs sonst doch nicht in den Zeitungen oder auch nur in öffentlichen Vorträgen zum voraus zu sagen. Was aber schlimmer ist: Wo in aller

Welt ist es erlaubt, dass hochgestellte Beamte in diesem Stil von einem Nachbarland reden? Man stelle sich nur vor, dass ein Mitglied des englischen Generalstabes etwa in diesen Tagen sich öffentlich darüber vernehmen liesse, wie England gegen Russland vorgehen werde, wenn es mit diesem in einen Krieg geriete, welche Strategie es dabei befolgen würde u. s. f. Es gäbe einen Weltskandal. Man würde darin entweder eine ungeheuerliche Indiskretion und Dummheit des betreffenden Offiziers oder eine ungeheuerliche Provokation Russlands, vielleicht beides zusammen erblicken. Mutatis mutandis liegt der Fall bei uns ganz gleich. Denn wenn man bei Oberst Wille noch von einer Unvorsichtigkeit reden und ihn durch die Dummheit eines Berichterstatters entschuldigen kann, der solche Dinge vor die Öffentlichkeit brachte, so liegt die Sache anders bei jenem Offizier, der sofort in der Basler „Nationalzeitung“ dieses Aergernis, das man durch Schweigen hätte möglichst vermindern sollen, vollends noch weiter spann. Da hört jede Entschuldigung auf.

Es ist ganz klar, welches die Folgen sind: Mit solchem Tun pflanzt man Krieg. Der Teufel wird an die Wand gemalt, zuletzt kommt er. In Italien hat man diese Reden unserer „Beschützer“ mit Staunen vernommen. Nichts könnte den dortigen Kriegstreibern willkommener sein. Schon vernimmt man das Echo. Die Atmosphäre wird gespannt, Aufregung ergreift die Gemüter, endlich fällt ein Funke ins Pulverfass und es ist da, was nie gekommen wäre, wenn man nicht davon geredet, wenn man es als Unmöglichkeit behandelt hätte.

Man fragt sich unwillkürlich, was unsere hohen Offiziere mit diesem Vorgehen bezwecken. Denn so dumm sind sie trotz ihrem Berufe doch nicht, dass sie nicht merkten, was es für Folgen haben könnte. Die Antwort liegt nahe: Sie wollen damit bewusst oder unbewusst für unseren Militarismus werben. Denn Mussolini ist jetzt der Kinderschreck der tapferen Eidgenossen. Wenn jetzt bei uns von Abrüstung geredet wird, dann heisst es auch bei sonst sehr Vernünftigen, auch bei Sozialisten: „Ja, aber Mussolini, wenns gegen den geht, dann!“

Dabei ist interessant, dass ein nicht kleiner Teil unseres Volkes, und zwar gerade der militaristische, diesen Mussolini als ein Stück Messias verehrt. Jedenfalls aber kommt damit unser Militarismus wieder zu Leben und Inhalt — auf Kosten der Schweiz.

Dabei bilden sich unsere Militaristen wirklich ein, im Kampf gegen Italien sich jene kriegerischen Lorbeeren holen zu können, die sonst nur noch etwa auf — dem Helvetiaplatz in Zürich wachsen könnten. Dass sie sich darin schwer täuschen, liegt für jeden auf der Hand, auch für den militärischen Laien, der nicht in „alteidgenössischer“ Romantik lebt und weiss, dass der moderne Krieg ein technischer Krieg ist, in dem wir trotz unserer Berge Italien (das übrigens Alpentruppen in Masse hat, die den unsrigen an Schulung bei weitem überlegen und an Tapferkeit ebenbürtig sind), auch nicht von ferne gewachsen wären. Nein, unsere Sicherheit auch gegen Italien ist nicht unser Heer, sondern unser heiliges Recht. Unser Heer aber ist bloss eine Gefahr; davon ist das Verhalten dieser Offiziere eine Illustration; wir bekämen im Ernstfalle aber noch ganz andere.

Was im übrigen die von Mussolini ausgehende Gefahr bedeutet, so ist sie für Gesamteuropa zweifellos nicht klein, aber für die Schweiz wohl kaum vorhanden. Nicht dass Mussolini zu gut wäre, um uns etwas zuleide zu tun, trotz seinen Liebesbeteuerungen, wohl aber halte ich ihn für zu klug, als dass er versuchen sollte, sich am Gotthard den Kopf einzurennen. Denn der Tessin bedeutet den Gotthard. Wenn er aber den Gotthard nehmen wollte, dann fürchtete Mussolini nicht unser Heer, wohl aber — ganz Europa, das ihm den Gotthard sicher nicht liesse. Und dabei liegen seine Ziele ja doch ganz offenkundig nicht im Norden, sondern im Süden und Osten: in Nordafrika, Kleinasien, auf dem Balkan, an den Ufern des adriatischen Meeres. Gegen Mussolini gibt es für

uns nur eine Waffe, die ist aber stärker als jede Armee: dass wir Ruhe bewahren, uns um keinen Preis reizen lassen, auf dem heiligen Boden des Rechts bleiben, vor allem den Tessin und Italien recht behandeln, statt nach unserem dummen alemannischen Hochmut von den „Tschinken“ zu reden, dass wir entgegen dem Rat Willes dem Völkerbund und dem Haag vertrauen, ihre Kraft durch unser Vertrauen stärken, Europa, ja die Welt auf unserer Seite behalten. Dann kann uns Mussolini nichts anhaben, rein nichts. Es hängt von u n s ab.

Nebenbei: Wozu haben wir denn den Schiedsvertrag mit Italien? Ist das nur Schund? Motta sage uns das oder er weise die Säeleute des Krieges öffentlich zurecht. Entweder haben Schiedsverträge einen Sinn und dann ist das Reden der Offiziere ein Vergehen oder sie haben keinen Sinn, und dann zerreißen wir sie! Wir wollen nicht in Lügen leben. Entweder vertrauen wir unser Los den Offizieren an oder dem heiligen Recht.

2. Es dient zur weiteren Beleuchtung der Sachlage, wenn man bedenkt, was gegenwärtig zwischen Deutschland und Polen geht. Auch hier wird Krieg gepflanzt. Polen weist vier deutsche Beamte aus, weil ihre Aufenthaltsbewilligung abgelaufen ist. Darauf ungeheurer Gemütesturm durch ganz Deutschland, Abbruch der Verhandlungen über einen Handelsvertrag, Beschimpfungen Polens, Kriegsdrohungen, und von Seiten Polens wohl das entsprechende Echo. Und wie liegt nun die Sache in Wirklichkeit? Jene vier Beamten hatten wiederholt Verlängerung ihrer Aufenthaltsbewilligung erhalten, endlich aber musste das aufhören. Dass die vier ihren Aufenthalt zu deutscher Propaganda benutzt hätten, wird auch behauptet und klingt nicht allzu unwahrscheinlich. Und nun bedenke man, dass Deutschland in den letzten Jahren 25,000 zum Teil lang eingesessene polnische Arbeiter ausgewiesen hat, nicht ohne Grund, wegen der herrschenden Arbeitslosigkeit, aber auch die Polen hatten Gründe. Die Sache liegt ganz einfach so, dass eine Polenhetze dem heute in Deutschland herrschenden Kurs willkommen war. Abgesehen davon, dass dies zur Vorbereitung des Revanchekrieges gegen Polen gehört, wollte man mit dem Abbruch der Verhandlungen über einen Handelsvertrag, wie ein Mitarbeiter der „Menschheit“ offenbar mit Recht behauptet, ein amerikanisches Anleihen an Polen verhindern, das gerade jetzt zustande kommen sollte. Zu diesem Zwecke musste das deutsche Blut in kriegerische Wallung gegen Polen gebracht werden. Und so treibt mans seit langem, so treibt man zum Kriege!

Zu dem Streit zwischen Deutschland und Polen im allgemeinen soll damit nicht Stellung genommen werden. Polen mag in der Zeit nach dem Kriege viel gegen Deutschland gefehlt haben. Aber bedenkt die grosse Mehrheit der Deutschen auch, was zwar nicht Deutschland, aber Preussen seit anderthalb Jahrhunderten gegen Polen gefehlt hat? Jedenfalls kann und soll der Streit nicht auf d i e s e Art ausgetragen werden. Es gibt dafür andere Möglichkeiten, als dass für die Interessen einer kleinen Zahl von Industriellen und Grossgrundbesitzern zwei grosse Völker in ein Meer von Blut und Schrecken getrieben werden, in dem ganz Europa mit ihnen versänke.

3. Was sagen uns beide Beispiele?

„Völker, nehmt endlich eure Schicksale selbst in die Hand; entreisst sie den Händen der Militär, Journalisten und Schieber, die euch einer neuen Hölle entgegentreiben. Es gibt sofort Frieden, wenn ihr selber miteinander zu tun habt. Denn es gibt nichts, gar nichts zwischen euch, was den Wahnsinn eines Krieges auch nur von ferne rechtfertigen könnte.

Und räumt einmal mit euren Z e i t u n g e n auf! Denn sie sind die Hauptwerkzeuge alles Bösen, die schlimmsten Säeleute des Krieges. Wie sagt General von Schöneich: „Ich bin der festen Ueberzeugung: wenn man in allen Ländern mit gemischtsprachigen Bevölkerungen für drei Jahre sämtliche politischen Zeitungen verbieten könnte, würden sich die Menschen in kürzester Zeit miteinander vertragen.“ Aber das gilt überhaupt, gilt für alle Zeitungen, wenn sie nicht bewusst, ernsthaft und konsequent Frieden säen.

„Völker, nehmt eure Geschicke selbst in die Hand, vorher gibt es nicht Frieden!“

Gegen eine religiöse Verleumdung. Wir haben letzthin in diesen Blättern von einem Beispiel musterhafter Art, sich mit einer halb befreundeten, halb gegnerischen Denkweise auseinanderzusetzen (Vgl. Nr. 2, Nochmals Evangelisch-Sozial u. s. f.), sprechen dürfen. Dabei war uns klar, dass es sich um eine **Ausnahme** handle. Es trifft sich leider, dass wir diesmal uns veranlasst sehen, ein Beispiel zu nennen, das nur zu sehr nach der Regel geht. Im „Kirchenfreund“, dem Organ der „Positiven“, ist kürzlich ein Vortrag über die „neutestamentlichen Wunder“ erschienen (Vgl. „Kirchenfreund“ 1927, 1—5), den ein Zürcher Pfarrer in einer dortigen Pastoralgesellschaft gehalten. Ich lasse den Namen des Autors beiseite, weil er nichts zur Sache tut (persönlich kenne ich ihn nicht und ich habe mit ihm weder im Guten noch im Schlimmen je etwas zu tun gehabt) und man bei uns, nicht begreifend, dass Menschen sich bloss um Sachen erwärmen könnten (ausser wo es um Geld oder eine gewisse Art von Politik geht) sofort bereit ist, hinter einer Auseinandersetzung irgend ein persönliches Motiv zu suchen. Es handelt sich nicht so sehr um das, was gerade dieser Pfarrer sagt, als um ein Beispiel für eine gewisse „christliche“ und theologische Art, mit der Wahrheit umzugehen.

Herr X entwickelt die Schwierigkeiten, denen in der neueren Zeit der Glaube an das Wunder begegnet und fährt dann fort:

„Das Reich Gottes. Wir wollen hier etwas verweilen. Eine tiefgreifende religiöse und zugleich soziale Bewegung der Gegenwart hat ihren Ausgang genommen in einem neuen Verständnis der Verkündigung Jesu vom Reiche Gottes. Sollte von da aus nicht auch ein neues Verständnis für die Wunder Jesu zu holen sein?“

Für die Ritschl'sche Theologie war das Reich Gottes die innere Gemeinschaft freier Geister mit Gott und untereinander. Etwas populär ausgedrückt: Ritschl im Kreise seiner erlauchtesten Schüler, wäre das nicht wie ein kleines Reich Gottes?

Es war für viele von uns eine grundlegende Neuerkenntnis, als uns dann im Gegensatz zu diesem innerlichen Reich Gottes der Realismus und die die ganze Welt, ja die ganze Schöpfung umfassende Weite des biblischen Reiches Gottes aufging. Es wurde uns wichtig, dass diese irdische Welt und was darin geschieht, für das Reich Gottes nicht gleichgültig ist. „Zu uns komme Dein Reich! Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ Die Welt ist nicht nur dazu da, um zugrunde gehen. Sie ist nicht nur — um ein plastisches Bild Karl Heims zu brauchen — bestenfalls ein Uebungsplatz für unsterbliche Geister, eine Art Kasernenhof oder Turnhalle, wo die Seele an allerlei vergänglichen Turngeräten ihre Kräfte übt, um sich auf ein künftiges Leben vorzubereiten. Die soziale Frage wurde uns wichtig im Lichte dieser Reich-Gottes-Verheissung. Der Mensch hat nicht nur eine Seele, er hat auch einen Leib. Dieser Leib kann Hunger und Durst haben, elend und krank sein. Das Reich Gottes muss auch in diesen irdisch-leiblichen Nöten die Hilfe bedeuten. Die Menschen sind nicht nur Einzelindividuen, jeder auf einem Isolierschemel stehend. Sie sind miteinander verbunden, aufeinander angewiesen. Sie haben Beziehungen zueinander. Diese Beziehungen lassen sehr viel zu wünschen übrig. Wir konnten die durch Mammonismus, soziales Unrecht, Ausbeutung, Krieg getrübbten Beziehung nicht mehr ruhig als gottgewollt hinnehmen. In der biblischen Verheissung vom Reiche Gottes leuchtete eine neue Ordnung der Gerechtigkeit, der Liebe, des Friedens vor uns auf. „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.“ Eine neue Hoffnung erfasste unser Herz wie Frühlingswehen nach einem langen kalten Winter. Nicht nur eine individuelle Hoffnung auf eine Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode. Eine Hoffnung für diese Welt.

Diese Hoffnung ist bei manchen nicht frei geblieben von kurzschlüssigen Missverständnissen. Man entlehnte von der Naturwissenschaft den Entwicklungsgedanken. Man sah eine grandiose Linie von der Urzelle her über die anorganische zur organischen Natur, über den primitiven Menschen zum gesitteten Menschen, zum genialen Menschen, zum Propheten, und diese Linie endete schliesslich nach vielen ineinanderfliessenden Uebergängen im Reiche Gottes. Selbstverständlich sah man hinter der ganzen Entwicklung als deren grossen Strategen den lieben Gott; aber in einer nicht genau abzugrenzenden Wechselwirkung mit Gott werden doch wir Menschen mindestens jetzt gegen den Schluss hin diesen Zustand des Reiches Gottes herbeiführen. Man meinte, durch einen allgemeinen gesteigerten Aktivismus, durch einen letzten, alle Kräfte, die guten Willens sind, zusammenfassenden religiös-sozialistisch-pazifistischen Lufp dieses Reich Gottes selber machen zu können, selbstverständlich unter freundlicher Mitwirkung Gottes. „Le royaume de Dieu est en marche,“ hiess es in einem welschen religiösen Blatt, als die Völkerbundsabstimmung positiv ausgefallen war.

Wir sind hierin entweder wieder nüchterner geworden oder überhaupt nüchtern geblieben. Wir sehen die für uns unüberschreitbare Grenze zwischen Gott und Mensch, Reich Gottes und Welt deutlicher. Was wir machen können, ist bestenfalls eine verbesserte Auflage Welt oder sagen wir es in etwas gefährlicher Formulierung: eine relative Annäherung dieser Welt ans Reich Gottes, wobei aber Welt Welt bleibt und ein Zurücksinken in den alten Zustand als Möglichkeit immer vorhanden bleibt. Unsere Arbeit in dieser Welt soll mit dieser Konstatierung durchaus nicht als wertlos hingestellt sein. Sie ist Sauerteigsarbeit. Was immer aus Glaube und Liebe heraus, gehorsam einem Gottesruf, in dieser Welt getan worden ist, ist gewiss auch fürs Reich Gottes nicht ohne Bedeutung und ist selbst, wenn wir keinen Erfolg gehabt hätten, auch nicht wertlos für die Welt. „Es wird gesäet verweslich, es wird auferstehen unverweslich, es wird gesäet in Niedrigkeit, es wird auferstehen in Herrlichkeit, es wird gesäet in Schwachheit, es wird auferstehen in Kraft,“ gilt auch von aller Reichs-Gottesarbeit, wobei wir dieses Wort nicht nur auf die Mission beschränkt verstanden wissen wollen.“

So weit Herr X.

Es ist wohl ausser Zweifel, dass die beiden letzten Abschnitte dieser Ausführungen sich gegen die sogenannten Religiös-Sozialen richten. Wenn dem nicht so wäre, so hätte der Autor Gelegenheit gehabt, es festzustellen. Jedenfalls werden die Leser des „Kirchenfreunds“ in ihrer übergrossen Mehrheit sofort an die Religiös-Sozialen denken.

Und damit haben wir hier ein „Gegenbeispiel“ zu jenem andern vor uns, ein Muster, wie „Christen“ nicht verfahren sollten.

Denin diese Darstellung unserer Stellung zum Wunder ist durch und durch unwahr. Ich sage mit Bedacht nicht bloss „unrichtig“, denn hier fehlt die bona fides. Der Verfasser wusste gewiss, wie die Dinge liegen oder er hätte sich mit Leichtigkeit orientieren können.

Die Sache verhält sich nämlich so, dass so ziemlich genau das, was der Autor als seine eigene Stellung zum Wunder beschreibt, von uns seit einigen Jahrzehnten vertreten worden ist. Es war mir beim Lesen dieser Ausführungen manchmal, als hörte ich meine eigenen Worte aus Predigten, Kolliegen, Bibelbesprechungen und Büchern. Dieser Sachverhalt kann, wie gesagt, dem Autor auch nicht unbekannt sein. Aber nun hat er offenbar das Bedürfnis gefühlt — und er teilt dies mit einer gewissen theologischen Mode der letzten Jahre — von uns in dem Augenblick, wo er das Gleiche, was wir einst gegen die Zeitströmung vertreten haben, mit der Zeitströmung verkündigt, möglichst weit von uns abzurücken, offenbar, um sofort jeden Verdacht zu zerstreuen, als ob er in eine solche Gesellschaft gehöre. Ob das „christlich“ und „positiv“ ist, weiss ich nicht, dass es der Art dessen, der die neutestamentlichen Wunder

gewirkt hat, ins Gesicht schlägt, weiss ich. Es widerspricht der Art dessen, der nur aus dieser Art Wunder tun konnte und entspricht dafür nur zu sehr einer Art, die freilich nie Wunder getan, aber im Grunde auch nie lebendige Wunder geglaubt hat.

Denn noch einmal: Das Bild, das der Autor von uns entwirft, ist gefälscht. Die Wahrheit ist, dass gerade wir uns aufs tiefste und stärkste an dem Ringen beteiligt haben, das zu einem neuen Verständnis des „Uebernatürlichen“ im Leben Jesu und sonst geführt hat. Freilich, so bequem haben wirs nicht gehabt wie die Heutigen, die nun alles, was bei uns Gegenstand schwersten Geisteskampfes und tiefsten Erlebens war, schon als Studenten auf dem Prä-sentierteller bekommen — und es entsprechend behandeln. Wir haben nicht nur um die Erkenntnis dieser Wahrheit ringen müssen, sondern auch um die Form, in der wir sie einem aus der „modernen Welt“ kommenden Geschlechte darbieten könnten. Denn mit der Geberde des theologischen Hochmutes (der manchmal die Maske der Demut trägt), wie eine gewisse Art von theologischen beati possidentes heute diese Wahrheiten vorträgt, konnten wir es nicht tun. Missgriffe, sogar Auswüchse sind gewiss vorgekommen; wo kommen sie nicht vor? Die „Kurzschlüsse“, von denen der Autor redet (dieses bezeichnenderweise aus der Elektrizitätstechnik geholt, wenn ich nicht irre, in der Barth'schen Theologie zuerst aufgebrachte, wenig glückliche Schlagwort können gewisse Adepten der modernen „positiven Theologie“ nicht genug brauchen, sie werfen damit völlig um sich; es ist ja auch herrlich, wenn die neueste „positive Theologie“, die so husarenschneidig gegen die moderne Kultur anreitet, sich doch zugleich so elektrisch-modern ausdrücken kann!), sie mögen etwa einmal bei dem Einen oder Andern vorgekommen sein, aber man zeige uns eine Sache, die solches nicht kennt. Welches mag denn das Motiv sein, dass man dergleichen aufwärmt und höhnisch ans Licht stellt, um die Hauptsache zu verschweigen? Uebrigens hat sogar ein Mann wie Blumhardt, dem doch auch Herr X. seine Erkenntnis verdankt, sich aufs leidenschaftlichste um die Entwicklungslehre bemüht und wenn ein Pfarrer der welschen Schweiz in der ersten Begeisterung über den Völkerbund geschrieben haben sollte: „Le royaume de Dieu est en marche,“ so meine ich, er habe dieses Wort selbstverständlich nicht so gemeint, wie es ihm Herr X. auslegen will und er sei damit dem Reiche Gottes und dem, der es gebracht, näher gewesen, als eine kaltschnauzige theologische Suffisance, die jeden Enthusiasmus im Namen ihrer tieferen Orientierung höhnisch belächelt und die einst auch Ihn belächelte und jedenfalls nicht an seine Wunder glaubt, wohl aber seine Worte unter die Lupe ihrer korrekten, ketzerrichtenden Theologie genommen hat. Wie unwahr vollends jener Hohn ist, als ob Gott für uns nur der „Hintergrundsstrategie“ einer Entwicklung wäre, die sich im wesentlichen ohne ihn, vielmehr durch uns vollzöge, erhellt, abgesehen von unseren eigenen, unzweideutigen Erklärungen, schon aus der Tatsache, dass auch wir nie an das Wunder hätten glauben lernen, wenn uns nicht der Glaube an den lebendigen Gott, der selbst sein Reich schafft, das A und das O all unseres Glaubens und Hoffens, Denkens und Tuns geworden wäre — leider freilich nicht in der Verwirklichung, darin waren und sind wir arm und schwach genug — aber in der „Theologie“.

Wenn ich diesen Sachverhalt mit Schärfe feststelle, so geschieht es nicht, weil ich gerade jenen Ausführungen von Herrn X. eine besondere Wichtigkeit oder Bösartigkeit zuschriebe, im Gegenteil: ich tue es, weil sie nur zu sehr einem schon vorhandenen Klischee entsprechen. Dieses Klischee handhabt eine junge Generation von Theologen (denen sich da und dort ältere zugesellen) mit einer gewissen höhnischen Selbstverständlichkeit. Zeit ist, dass es einmal in Stücke geschlagen wird. Es ist eine Aufgabe für Männer wie etwa Pfarrer Thurneysen und Professor Brunner, auf die sich diese Theologen stark berufen, die aber selbst nie so reden würden und die genau wissen, dass in dieser Sache zwischen ihnen und uns kein wesentlicher Unterschied ist,

ihnen dieses Klischee aus der Hand zu schlagen. Diese Männer wissen zweifellos auch ganz genau, was ein Glaube an die neutestamentlichen Wunder wert wäre, der sich bloss in einem hochfahrenden Richten über Andere äusserte und was Er davon gesagt hätte (und hat!), aus dem allein sie verstanden werden können. Wir Andern werden diese Art, von unserer Sache zu reden, nachdem wir lange genug, viel zu lange, geschwiegen, nicht dulden und bitten ernstlich, es nicht weiter so zu treiben. Es kommt uns dabei wahrhaftig nicht auf unsere Personen an — die sind an noch Schlimmeres gewöhnt — und nicht einmal auf unsere Sache, sondern bloss darauf, dass die Wahrheit nicht misshandelt werde. Denn das Fundament echten Gottesdienstes ist Wahrheit. Diese Theologenart, die ich im Auge habe, redet gern vom „Wort Gottes“ und seiner Autorität (in der Sache mit Recht und doch auf eine Art, die nicht einen tiefen und starken Glauben verrät), sie muss aber daran erinnert werden, dass im Alten Testament geschrieben steht: „Du sollst kein falsches Zeugnis reden gegen deinen Nächsten“ und im Neuen: „Sie [die Liebe] freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.“ Es wäre entschieden besser, ein bischen weniger von der Autorität der Bibel zu reden, und dafür ein bischen mehr ihren Geboten zu gehorchen.

Kirche und Geschäft. Die amerikanischen Kirchen sind, wie man weiss, Freikirchen und sahen in der bisherigen Gebundenheit der europäischen Kirchen an den Staat vielfach ein Zeichen ihrer innern Unfreiheit. Es erweist sich aber immer wieder, dass eine rein geistige Gemeinschaft wie die Kirche, die hineingestellt ist in die Welt der Macht und des Geldes, überall und zwar auch im Freikirchentum von dieser Macht in ihrer Freiheit bedroht ist. Das zeigte sich kürzlich in einem wahren Kirchenskandal in Detroit, von dem Amerika gegenwärtig widerhallt. Der amerikanische Gewerkschaftsbund sollte in dem geschäftlichen Eldorado von Detroit seine Jahresversammlung abhalten. Auf die Anregung des *Federal Council*¹⁾ wurden einzelne Kanzeln für Vertreter der Arbeiterschaft geöffnet und auch der mächtige Jünglingsverein hatte Mr. Green, den Sekretär des Gewerkschaftsbundes, eingeladen. Dies geschah in dem ehrlichen Bemühen, das durch viele amerikanischen Kirchen geht, eine bessere Fühlung zwischen Kirche und Arbeiterschaft herzustellen.

Aber Detroit ist nicht nur die Stadt Henry Fords, die Stadt des „big business“, sondern hier ist auch eine Hauptburg des amerikanischen Wirtschaftsystems, das drüben als „American plan“ oder „Open shop“²⁾ bezeichnet wird. Darin kommt der Wille des amerikanischen Unternehmertums zum Ausdruck, die Ziele der heutigen Arbeiterbewegung, das Streikrecht und den genossenschaftlichen Arbeitsvertrag zu brechen. Die Handelskammer von Detroit mobilisierte die Presse und warnte durch sie vor der Gewerkschaft, die die Regierung und die freie Arbeit angreife, und forderte zum Widerstand gegen die geplante Kirchenversammlung auf.

Und nun kommt das Traurige. Die 200 Kirchen von Detroit und der Jünglingsverein duckten sich vor diesem Peitschenklatschen der Handelskammer. Und der Jünglingsverein zog seine Einladung an den Vertreter der Gewerkschaft zurück. Man verstand sich gegenseitig wundervoll, denn es liegt ein Fünf-Millionen Dollar-Programm vor für den Jünglingsverein, dessen Ausführung durch den Widerstand gegen die Handelskammer bedroht worden wäre. Sogar Mr. Green verstand, dass es den Jünglingsverein reute, auf ein so wundervolles Programm mit Turnsälen, Schwimmbädern, Bibliotheken und andern Herrlichkeiten einfach zu verzichten.

Dieser Angriff des „big business“ auf die Freiheit der Kirche enthüllte

¹⁾ D. h. des amerikanischen Kirchenbundes.

²⁾ big business = Grossgeschäft; American plan = Amerikanische Methode; open shop = Geschäftsführung ohne Dreinreden der Gewerkschaften.

die ganze Sklaverei des Geldes, von der sie auch in Amerika bedroht ist trotz des Freikirchentums. Nach dem „Christian Century“ bückte sich auch die lokale kirchliche Vereinigung, die die Vertreter aller Detroitter Kirchen umfasst, vor der Macht des Geldes. Sie hat allerdings seither auch protestiert.

Man kann das menschlich verstehen, so demütigend es ist. Denn die zahlreichen sozialen Werke der Lokalkirchen hängen ja zum grössten Teil von den Beiträgen ihrer wohlhabenden Mitglieder ab.

Aber hier enthüllt sich nun nicht nur die Schwäche eines kongregationalistischen Kirchensystems, bei dem eine einzelne Gemeinde oder sogar eine lokale Vereinigung hilflos der Macht einiger an Geld und Einfluss schwerer Männer ausgeliefert ist, sondern es zeigt sich gleichzeitig, wie nötig es ist, dass solche kleine Gemeinden und Organisationen hineingestellt sind in eine grosse Gesamtkirche oder kirchliche Gesamtorganisation, die unabhängig ist. Denn hier schritt nun das amerikanische Federal Council ein und protestierte kräftig gegen diese Knebelung der Kirchen durch seine Sekretäre für soziale Arbeit, Dr. Tippy und Mr. Myers. Sie luden Mr. Green zu einer grossen Versammlung in eine Kongregationalistenkirche ein, in der Dr. Tippy eine geschliffene und mutige Antwort auf diese Knebelungsversuche gab. Dr. Tippy wandte sich im Namen der Kirchen und des Federal Council aufs schärfste gegen diese Sklaverei des Geldes und ersparte durch diese Antwort der amerikanischen Kirche als Ganzes eine grosse Beschämung. Der Vertreter des Gewerkschaftsbundes antwortete auf einer protestantischen Kanzel in Detroit — man möchte einmal einen europäischen Arbeiterführer an solchem Platze sehen — würdig und furchtlos und sagte: „Es ist keine Bitterkeit in meinem Herzen“.

Die Zeitschrift „The World To-Morrow“ macht bei dieser Gelegenheit auf die Schwäche im amerikanischen Protestantismus aufmerksam, nämlich auf den allzu starken Einfluss einzelner wohlhabender Männer auf die Politik der Kirche und die zu leichtherzige Verbindung der Kirche mit einer reaktionären Sozialphilosophie. Die schönen Gebäude und kirchlichen Gemeindehäuser, die herrlichen Turnhallen und Schwimmbäder der Christlichen Jünglingsvereine, die man in vielen amerikanischen Städten sieht, sind oft teuer bezahlt. Das gesamte Sozialwerk der Kirchen, das zumeist nur durch starke finanzielle Hilfe von seiten reicher Spender möglich ist, wird dadurch mit einem Schlage vor eine ernste Frage gestellt. Auch das Gemeindegewissen der einzelnen Kirche selbst wird gerade dadurch aufmerksam gemacht auf die absolute Notwendigkeit, die Freiheit der Kanzel zu schützen und rein zu halten von allen Einflüssen der Macht und des Geldes, die die reine Predigt des Evangeliums bedrohen können.

A. K.

Nachbemerkung der Redaktion. Zu diesem Artikel seien dem Redaktor bloss noch zwei ergänzende Bemerkungen gestattet.

1. Ist Detroit nicht die Wunderstadt Henry Fords? Dann ist bei dieser misslichen Geschichte doch wohl auch sein Einfluss im Spiel gewesen. Man weiss ja, dass er gegen die Gewerkschaften ist und seine Arbeiter glänzend bezahlte Sklaven sind. Verhält sich die Sache so, wie man annehmen muss, dann wirft sie auch ein sehr lehrreiches Licht auf das Heil, das man vom Fordismus zu erwarten hätte.

2. Eine Ehre für das amerikanische Christentum ist, was das Organ der Unitarier, das in Boston erscheint, „The Christian Register“, also ein bürgerliches Blatt, zu der Affäre sagt: „Schande über Detroit! . . . Jeder Versuch, in grösserem Stil unternommen, die Tatsache Arbeiterbewegung zu verhüllen, ist ekelhaft in seiner Stupidität. . . . Die Arbeiterbewegung ist da. Sie ist nicht nur weit davon entfernt, eine verlorene Sache zu sein, sondern ist ein grossartiger geistiger Feldzug, der mächtiger als sonst etwas verkündigt hat: „Die Rechte des Menschentums sind mehr als wirtschaftliche Gelüste.“ Es hat keinen Sinn, immer wieder zu sagen, dass sie Fehler mache. Natürlich tut sie das. Wir alle tuns. Es ist vielmehr die Wahrheit, die unmittelbar zur Seele

unseres Volkes spricht: „Demokratie ist Brüderlichkeit oder sie ist ein Scherz.“ Aber sie ist kein Scherz.“

Von den dem Geld verkauften Amtsbrüdern von Detroit sagt der Redaktor: „Diese Geistlichen waren eine Schar von Feiglingen. . . . Sie sind ein geistlicher Gestank!“ Kräftige Sprüche, nicht wahr. Was würde man bei uns dazu sagen? Der „Amerikanismus“ hat entschieden auch sein Gutes!

Ein Gegner des Sozialismus. Im „Journal de Genève“ (Juli und August) hat Albert Picot eine Reihe von Aufsätzen über und gegen den Sozialismus veröffentlicht. Albert Picot gehört zu den wenigen wirklich Liberalen, die übrig geblieben sind, auch zu den wenigen denkenden Politikern, die wir haben. Seine Artikel zeichnen sich denn auch vor fast allen Behandlungen dieses Themas in der bürgerlichen Presse durch wirkliche Vornehmheit und Geistesfreiheit aus. Ich darf auch ruhig gestehen: Picot hätte in der Hauptsache recht, wenn der Sozialismus wirklich jener Etatismus, jener Staatsabsolutismus im wirtschaftlichen Leben wäre, als welchen er ihn fasst. Das trifft aber nicht zu; das Bild, das Picot sich macht, entspricht einer früheren und noch dazu einer mehr theoretischen Form des Sozialismus und übrigens auch hier nur einer gewissen Art von Marxismus, aber es entspricht nicht dem ganzen Sozialismus, entspricht nicht seinem Wesen und nicht seinen jetzigen Tendenzen, die sich vom Staatssozialismus immer entschiedener abwenden.

Mit diesem Grundfehler der Argumentation Picots hängt zusammen, dass er den Sozialismus zu stark mit Rousseau und den „Ideen von 1798“ zusammenbringt und ihm in diesem Zusammenhang einen falschen Optimismus in der Beurteilung der Menschennatur vorwirft. Nun will ich nicht leugnen, dass in diesem Vorwurf ein Kern von Wahrheit steckt, aber Picot vergisst dabei die entscheidende Tatsache, dass der Sozialismus im völligen Gegensatz zu seiner These gerade als Reaktion gegen die französische Revolution aufgetreten ist, so in Saint-Simon, in Proudhon (auch Comte dürfte man hierher rechnen) und doch auch in Marx. Was diesen betrifft, so ist die fundamentale Tatsache, die hier in Betracht kommt, seine geistige Abstammung von Hegel und seine physisch-geistige von Israel.

Der Fehler aber, aus dem die andern stammen, ist schliesslich doch der, dass Picot den Sozialismus viel zu sehr als eine Reihe von ökonomischen Theorien und politischen Parteiformen beurteilt und nicht als das, was er im Grunde ist: als Zeichen und Bestandteil einer umfassenden, aus den tiefsten Wurzeln der Geschichte erwachsenden Regenerationsbewegung der Menschheit, die auf eine neue Orientierung aller Kultur hinausweist, eine Orientierung an dem Prinzip des Menschen und der Gemeinschaft, statt an dem Prinzip des Geldes und der individuellen Selbstsucht. Von hier aus ist diese Erscheinung zu beurteilen, auch in ihren Entartungen. Und wenn man die „Religion“ des Sozialismus finden will, so muss man doch wohl über Rousseau zurück zu viel Grösseren. Dorthin bezieht er alles, was an wirklicher und gesunder Kraft in ihm ist — das andere ist Oberfläche und Trübung.

Wenn man also Picot in letzter Instanz nicht recht geben kann, so ist es doch eine Freude, einmal auf eine solche Gegnerschaft stossen zu dürfen. Bei dieser Art von Verhandlung kämen wir rasch weiter und den Demagogen rechts und links ginge bald der Atem aus.

Nachklang zur Pestalozzifeier. Verklungen sind die Glocken, die zum Andenken an den selbstlosen Menschenfreund Pestalozzi ertönten, verhallt all die Reden zur 100. Wiederkehr seines Todestages. Dass nicht bloss Worte fielen, sondern dass Taten im Geiste Pestalozzis geschehen, darum handelt es sich jetzt für uns. Die glimmenden Flämmlein, die die Erinnerung an ihn in den letzten Wochen entzündete, sollen geschürt werden, bis eine grosse Flamme unser Land erhelle und das Unreine, Not und Elend verzehre.

„Wenn ein Dutzend wilder Schweine oder ein paar Wölfe in das Gebiet einer Herrschaft einbrechen und ein paar Korn- oder Haferäcker zugrunde richten — augenblicklich schickt die Jägerkommission ein halb Dutzend fürstliche Jäger auf das Gut, um dasselbe von diesem Viehübel zu befreien; aber wenn Menschenverderber, wie Hummel und die Tausend seinesgleichen ganze Dörfer zugrunde richten, so kräht kein Hahn darnach, und es ist keine Landeskommission da, die einen Jägerburschen gegen solche, in Menschengestalt erscheinende wilde Schweine und Wölfe auf die Herrschaften schickt, das Land von ihnen zu reinigen.“

Und heute? Wir haben weder Jäger- noch Landeskommissionen, und dennoch — richten nicht auch jetzt noch Wirtschaften ganze Dörfer zugrunde? Müssen nicht auch heute Menschen bekennen, was die Frau des Vogtes Hummel auf dem Sterbebette den Dorfleuten gestand: „Um der Sünde unseres Hauses willen seid ihr alle, und noch Hunderte, die nicht da sind, unglücklich geworden . . . Söhne liefen aus dem Lande, weil wir sie zugrunde gerichtet, und Töchter sind unglücklich geworden, weil ihnen in unserem Hause Fallstricke gelegt worden!“

Da, wo ein guter Wirtstand regiert, mag es um vieles besser stehen als wie in Bonnal von „Lienhard und Gertrud“. Doch es herrschen auch Wirte, nicht besser denn Hummel, und noch immer fehlt dem Schweizervolke das Recht, in seinen Gemeinden verderbenbringende Wirtschaften zu schliessen. Die Bundesverfassung erlaubt ihnen nicht, nach freiem Ermessen die Alkoholnot zu dämmen. Wohl weiss Pestalozzi, dass mit Gesetzgebung allein wenig, ja nichts erreicht ist und dass Verbote wenig fruchten. Aber auch blosser Erziehung kann die Not unseres am Alkoholismus leidenden Volkes nicht beseitigen. Hand in Hand aber können die in kleinsten Kreisen erzielten Erfolge der Aufklärung und Erziehung durch gesetzgeberischen Beschluss der Gemeinde bestätigt und gesichert werden. Dies ist's, was die Bewegung für das Gemeindebestimmungsrecht (G. B. R.) erstrebt. Und dies ist das Ziel der in den nächsten Jahren zur Abstimmung gelangenden Branntwein-Initiative, die den Gemeinden das Recht sichern will, der Schnapspest zu begegnen.

Wenn wir heute diese Gedanken in das Volk tragen, ehren wir Pestalozzi mehr denn alle Reden. Die Kämpfe um dieses neue Volksrecht werden uns lehren, ob alle jene, die den Namen des Retters der Armen im Munde führten, auch mit der Tat zu dem stehen, was er in Zeiten ärgster Anfeindung niederschrieb: „Mitten in diesem hohnlachenden Zuruf, den ich auf allen Lippen sah, hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elendes zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah.“

H.-Z.

Volkshochschulheim Habertshof. Das Schulheim Habertshof ist ein Glied der Siedlung Habertshof bei Schlüchtern. Sie wurde aus der deutschen Jugendbewegung heraus geschaffen und steht in gemeinwirtschaftlichem Betrieb.

Von dem Evangelium aus, dessen Sinn heute zu neuem Verständnis aufgebrochen ist, steht die Schule offen für die brennenden Fragen der Gegenwart und weiss sich von hier aus in besonderer Weise dem werktätigen Volk gegenüber verpflichtet.

Sommerkurs für junge Männer: 1. Mai bis 31. August 1927.

Emil Blum: Wahrheit und Irrtum in den geistigen Strömungen der Gegenwart.

Heinrich Kraffert: Die Grundkräfte der Musik. Singen, Instrumentalspiel, Klampfenunterricht (Wahlfach).

Suzanne Blum: Freihandzeichnen (Wahlfach).

Agnes Waldstein: Die Bedeutung der Kunst für die Gegenwart.

Wolf Seiferth: Vom Wesen der Geschichte.

Heinrich Pröschold: Gestaltungsaufgaben in der Wirtschaft.

Will Völger: Fragen der persönlichen Lebensführung.

Tageseinteilung: $\frac{1}{2}6$ —6 Uhr Gymnastik, $\frac{1}{2}7$ — $\frac{1}{2}8$ Uhr Singen, $\frac{1}{2}8$ —8 Uhr Frühstück, 8—10 Vortrag und Besprechung, 10—12 Zeichen- und Klampfenunterricht, 2— $\frac{1}{2}5$ praktische Arbeit (Garten, Feld, Haus).

Kosten: Das Kursgeld beträgt 120.— Mark für die vier Monate und muss in der Regel bei Beginn des Lehrganges bezahlt werden. In begründeten Ausnahmefällen sind wir jedoch bereit, den Betrag zu ermässigen und Stundung zu gewähren. Bei Erwerbslosen findet eine besondere Regelung statt.

Der Anmeldung ist ein kurzer Lebenslauf beizufügen, aus dem auch Wohnung, Alter, Beruf, jetzige Beschäftigung und gegebenenfalls Bundeszugehörigkeit zu ersehen sind. Ein ärztliches Zeugnis ist erwünscht. Aenderungen dieses Planes vorbehalten.

Alle Auskünfte erteilt die Leitung des Schulheims: E m i l B l u m, Habertshof, Post Elm, Bez. Kassel.

Von Büchern

1. Ein Aufruf an das Schweizervolk.

Mein Volk. Ein Aufruf. Von H a n s G s c h w i n d. Verlag von A. Rudolf, Zürich. 1927.

Dass in einer so feigen und faulen Zeit, wie die Schweiz sie jetzt durchmacht, ein solcher „Aufruf“ erscheinen konnte, wollen wir als eine Verheissung betrachten. Noch schlägt das Herz der Schweiz, noch ist Metall in ihrem Blute. Dass er von einem Pfarrer stammt, ist doppelt erfreulich; denn einen solchen kostet es einen besonders grossen Mut, mit derartigen Worten unter das Volk zu treten. Es ist ein christkatholischer Pfarrer, aber er redet als Schweizer so, wie ein Zwingli einst geredet hat und heute reden würde.

Der „Aufruf“ ist in Versen geschrieben, die einherschreiten, wie einst die alten Schweizer, wenn sie zur Walstatt zogen, um ernsthaft für die Freiheit zu kämpfen und zu sterben, nicht zu Schützenfest, Festspiel und Festweinflaschen mit grossen verlogenen Worten — womit auch schon ein Grundthema dieser Gedichte angegeben ist: der Kampf gegen die Entartung unseres Schweizertums verglichen mit unseren wirklich grossen Tagen und unserer wahren Bestimmung. Das Festwesen mit seinem Schwindel, die Lüge des Patriotismus, der Idealismus, der immer nur Andern das Ernstmachen mit den Idealen zumutet, selbst aber Geld und Karriere machen will, der Fremdendienst, die Genussucht, der hohle Militarismus, die soziale Verderbnis, die philiströse Engigkeit des Gesichtsfeldes, kurz, alles das, was uns an der heutigen Schweiz schwer macht, kommt in das Gericht dieser flammenden Worte. Darüber steigen dann die wahre Schönheit der Schweiz und die wirkliche Grösse unserer Geschichte und Bestimmung, die prophetischen Führer vergangener Tage und die Ideale einer neuen Schweiz leuchtend empor.

Es ist ein ganzes Credo für solche, die eine neue Schweiz wollen, welche ja nur eine Erneuerung der alten wäre. Ich kann mir nicht denken, dass ihnen darob nicht das Herz höher schläge. Es lebt in diesen Schweizerversen die Art, wie ein Zwingli, ein Pestalozzi und Gottfried Keller ihre Schweiz geliebt und gestraft haben. Nur eine ganz seltene Kraft der Liebe konnte sie schaffen. Dazu gehört die Einfachheit und e c h t e Volkstümlichkeit der Sprache, die heute so selten geworden sind, weil das Herz und Gemüt dafür fehlt. Darum sollten diese Verse wie Flammen in unser Volk hineinzünden. Es sollten sie lesen und Herzen bewegen alle die, welche noch hoffen, lieben, zürnen, glauben können; sie sollten bei u n s e r n Zusammenkünften gehört werden (denn an Schützenfesten werden sie schon nicht aufgesagt werden); sie sollten ein Stück Brevier jener neuen Schweizerjugend werden, an die sich der „Aufruf“